Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Eine stille Geschichte
Autor: Herzog, Annie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572264

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Was wollen Sie hier?"

„Ich bin Uden Törnſen," ſprach er mit feſter Stimme.

„Uden — Törnſen — der Künſtler? der Däne — der mein Bild gemalt hat?"

„Derſelbe bin ich — Mia," kam es ſtockend von ſeinen Lippen.

Mit einer Handbewegung lud ſie ihn ein, ſich zu ſetzen.

Er muſterte flüchtig den armſeligen Raum, der nur das Notdürftigſte enthielt. Er betrachtete plötzlich faſt ſcheu die Zuſammengeſunkene Geſtalt — gebrochen von Alter und Krankheit.

Und er ſah wie damals die Lippen ein Wort bilden, ein Wort.

Wie Schleier fiel es von ſeiner Seele.

„Hunger!" hieß das Wort.

„Uden Törnſen," ſagte da eine klangloſe Stimme. „Uden, wollen ſie vielleicht wieder mein Bild malen?"

Erſchrocken ſchaute er auf. Ihm war als ſei das Zimmer dunkel geworden — ſtockdunkel, und es dauerte eine Weile, ehe er das Antlitz der Frau erkennen konnte.

„Gewiß – das möchte ich tun." Seine Stimme klang wie Metall.

„Aus Mitleid wohl?" fragte Mia.

„Nein Mia — ich ſchaffe nicht mehr mit dem Herzen."

„Male mein Bild Uden Törnſen," ſagte ſie „ich bin Dir einen Dienſt ſchuldig geworden."

In der nächſten Zeit malte Törnſen die ehemalige Sängerin.

In zerfetzten Tüchern eine Frau mit eingefallenen farbloſen Wangen, mit tiefliegenden Augen. Auf den Lippen ein Wort:

Nach jeder Sitzung legte der Maler ein blinkendes Goldſtück auf den Tiſch.

Aber er weinte nie mehr.

Was er ſchuf, wurde ein Meiſterwerk, und Freunde und Bekannte beglückwünſchten ihn.

Er gab auch nur die rohe, nackte Wirklichkeit wieder.

„Es iſt ein gutes Bild," ſagte Mia, als es fertig war, und ſie es betrachtete.

„Wie werden Sie es nennen?"

„Hunger!" ſagte er kalt.

„Ja, das iſt es, was ich damals nicht ſagen wollte!

Uden Törnſen, mit vierzehn Jahren ſtand ich allein im Leben, und ich war arm, und mich quälte der Hunger. — Vielleicht wäre es Hunger nach Liebe geworden; aber es wurde Hunger nach Brot. Er hat mich hart gemacht; er machte mich berechnend; durch den Hunger lernte ich die Menſchen verachten."

Lange ruhten Mias Augen auf ihrem Bildnis.

„Sehe ich wirklich ſo — ſo elend aus?" fragte ſie endlich.

„Genau ſo," entgegnete Uden, „ich bin auch hart geworden. — Mit dem Herzen ſchaffen iſt eine Qual! Mia, Sie haben mich das gelehrt! Einmal habe ich geliebt — und damals war das Schaffen meine Luſt! Mit meiner Liebe erſtarb das Beſte in mir. Aber wenn jetzt in meinem Herzen doch noch einmal heißes Mitleid ſich regt, ſo gehört es der Frau — die niemals im Leben geliebt hat.

Eine ſtille Geſchichte.

Novelle von Annie Herzog, Stein (Aargau).

Mitte März war es, an einem ſchönen Vorfrühlingstag. Wir ſaßen auf der Terraſſe unſeres Hotels und ſo weit ein leichter bläulicher Duft es geſtattete, lag vor unſern Augen das leiſe ſchwankende Waſſer des Sees. Meine Nachbarin, eine Dame mit weißem Scheitel und den ſchlichten Linien erkämpfter Entſagung um den immer noch ſchönen Mund, hatte ich hier im Hauſe kennen gelernt. Sie gehörte zu den ſeltenen Frauen, deren Nähe jenes Gefühl mütterlicher Güte ausſtrömt, das auch den fremdeſten Winkel heimatlich macht. Ich hatte das gleich herausgefunden, und es beglückte mich, als ich dann ſah, daß ſie meine Geſellſchaft offenkundig vorzuziehen ſchien. Auch jetzt hatten wir lebhaft geplaudert, von einſt und jetzt, beſonders in Hinſicht auf die Erziehung unſerer jungen Mädchen, für deren Berufsausbildung ich eifrig eingetreten war. Doch das Flimmern der Luft und des Waſſers ſchläferte das Geſpräch allmählich ein. Jetzt lehnte die alte

Dame etwas ermüdet in den Sessel zurück, und weil die warmen Augensterne geschlossen waren, trat der Leidenszug um die Lippen härter hervor.

„Ja," sagte sie nach einer Weile wie zu sich selber, „es muß ein Gottessegen sein, so ein Beruf. Wie ein stützender Stab wird er sein, wenn des Weibes ureigenster Beruf zusammenbricht."

Das leichte Beben der sonst so klaren Stimme fiel mir auf — ich ahnte plötzlich die Geschichte dieses schmerzlichen Mundes. Aber schon ruhten die dunkeln Augen wieder voller Lebensgüte auf mir.

„Ich möchte Ihnen etwas erzählen, mein Kind," sagte sie. „Sie sind noch jung, das Leben sollte Sie nicht zu sehr quälen; denn sonst tragen wir immer unser bißchen Schuld daran." Sie lächelte still und fuhr mir über die auf der Sessellehne liegende Hand.

„Ich kenne diese scheuen Finger, und ich habe auch das verschwindend sachte Tasten Ihres Blickes bemerkt. Das haben alle Mädchen, die in einer bestimmten Tradition streng erzogen wurden, denen das Gefühl weiblicher Zurückgezogenheit und stillen Abwartens fast Lebensprinzip geworden. Ich gehörte auch zu ihnen, und es hat mich mein Glück gekostet."

Sie neigte ein wenig das Haupt, dann fuhr sie leiser fort. „Ich hoffe, Sie haben nicht solch einsame Jugend wie ich verlebt, mein Kind. Vater, ein strenger Mann, war Geschichtsprofessor an einer kleinen rheinischen Universität, und die ‚patris potestas' seiner altgermanischen Bücher galt auch in unserm Haushalt. Tante Berta stand diesem mit mehr Gründlichkeit als Anmut vor. Sie war eine unverheiratete Schwester von Vater, und ihre allzu große Geschäftigkeit baute tausend Hindernisse zwischen ihr und meinem mitteilungsbedürftigen Kinderherzen auf.

Meine Mutter habe ich nie gekannt; sie hat ihr junges Leben für das meine lassen müssen, und das mag auch der Grund gewesen sein, warum sich Vater nie so recht über mich freuen konnte. Wie oft hab ich nicht deshalb in seinen Augen geforscht; aber ich habe nichts erfahren, und auch der strenge Mund schien Lächeln und lösende Worte seit dem Tode der geliebten Frau verlernt zu haben.

Ihr süßes Bild hing fast in Lebensgröße über seinem Schreibtisch. All meine Kindernöte hab ich zu diesen milden dunkeln Augen gebracht, die so still und traurig aus dem zarten Antlitz auf mich herabsahen. Und allmählich bildete sich ein eigenartiger Verkehr zwischen uns aus. Ich besaß keine Geschwister und keine Spielgenossen; aber ich war nie allein, Mutter war überall bei mir. Sie trug stets das lichtblaue Kleid, in dem sie gemalt war, und in der schwarzen Flechtenkrone die weiße Rose. Sie war es, die mich mit einem wehmütigen Neigen des schönen Hauptes strafte, wenn ich unfolgsam gewesen, und die jede Ueberwindung durch das gütige Lächeln ihrer blaßroten Lippen lohnte.

Mir ist, als sähe ich mich heute noch vor der großen porzellanen Bonbonniere stehen, die ich geschenkt bekommen hatte. Sie lag auf dem runden Mahagonitisch des Besuchszimmers und war zum Ueberquellen mit gezuckerten Früchten gefüllt. Aber Tante hatte mir verboten, vor dem Essen davon zu naschen, und doch gehörte die Bonbonniere mir, und das Zimmer war leer. So stand ich bis meine Augen flimmerten und im Munde das Wasser zusammenlief; aber ich rührte keinen Finger. Als ich kurz darauf durch Vaters Zimmer ging und dann ganz dicht am Bilde der Mutter vorbeistreifte, war es mir, als fühle ich den sanften Atem ihres lächelnden Mundes an meiner Stirn. — Noch viele Jahre später, wenn mein törichtes Herz in Erdennöten lag, glaubte ich diesen lindernden Hauch zu fühlen ... vielleicht ist es auch das Wehen des gütigen Gottes gewesen.

So war ich, unmerklich fast, eine junge Dame geworden, die lange Kleider und das Haar in Zöpfen aufgesteckt trug. Man sagte mir, daß ich meiner Mutter ähnlich sehe — nur Vater schien es nicht zu bemerken; für ihn war ich immer noch das kleine Mädchen, das möglichst zurückgezogen im Hause zu bleiben hatte.

Aber dabei hatte ich dennoch meine Freiheit. Vater sah ich meist nur bei Tisch, wo er immer noch im Banne seiner Bücher und schwierigen Texte schweigend sein

Ernſt Suter, Zürich.

Der Flötenſpieler. Oelg

Photogr. Aufnahme von Ernſt Lin

Mahl zu verzehren pflegte, und Tante Berta, eine stolze, aber sehr tätige Dame, liebte es nicht, wenn ich mich bei den Hausgeschäften, die sie als ihre ausschließliche Domäne betrachtete, bemerkbar machte. Unermüdlich und kerzengerade lief sie tagaus tagein in Haus und Keller herum, und ich sah es wohl, ihr schmales Gesicht verlor erst dann den gespannt-energischen Zug, wenn sie mich zufrieden bei meinen Büchern wußte.

Ich betrieb nämlich eifrig das Studium fremder Sprachen, eine für Bürgerstöchter der damaligen Zeit ganz ungewöhnliche Beschäftigung. Schon in meinen Pensionatsjahren, die ich in einem Klosterinstitut der welschen Schweiz zubrachte, hatte mich eine leichte Auffassung des Französischen darauf hingewiesen, bis es dann in meiner Einsamkeit zu Hause ein Trost und eine Freude wurde. Vater kargte nicht mit Stunden bei den besten Lehrern des Gymnasiums, und es konnte geschehen, daß er mich bei besonders schwierigen Interpretationen fremdsprachiger Texte zu Rate zog.

So war es auch an einem Januarabend; ich habe das Datum und die Stunde in all den vierzig Jahren nicht vergessen können. Eine frühfallende Dämmerung hatte mir das Buch aus der Hand gezwungen; nun saß ich gegen meine Gewohnheit träumend am Fenster, und ich weiß nicht, wie es kam, war es der Primelduft auf der Fensterbank oder der frühlingsdurchbebte Wald, durch den ich eben Meister Gottfrieds Liebespaar begleitet hatte, – ein unbestimmtes Sehnen und Grübeln kam über mich: zum erstenmal zog ich das Fazit meiner Jugend. Und plötzlich stieg eine große Verwunderung in mir auf, daß mir das uhrgemäße Einerlei meiner Tage, erst heute, nachdem ich schon neunzehn Jahre alt geworden, so recht zum Bewußtsein kam. Ich duckte mich unwillkürlich, – es war mir, als lege sich der niedere Winterhimmel mit seiner grauen Schwere auf mich, – als neigten sich all die alten Giebel der gegenüberliegenden Häuser, um meine Jugend zu begraben.

Was hatte ich von dieser Jugend gehabt!

Eine unnennbare Angst, daß das Köstlichste meines Lebens mir ungekannt entschwinde, riß mir mit einemmal ein wildes Schluchzen aus der Kehle. Ich warf den Kopf auf, daß er hart an die Lehne des Stuhles schlug, ich ballte die Hände und stemmte die Füße gegen den vor mir stehenden kleinen Tisch, der seinen seit Jahren behaupteten Platz verließ und mitten in das Zimmer hineinfuhr. Es war, als ob ich, von einem Sturmwind geschüttelt, erwachen sollte.

In diesem Augenblick wurde die Türe geöffnet. ‚Vater wünscht dich zu sprechen,‘ hörte ich Tante Bertas scharfe Stimme, und da ich etwas unsicher aufblickte, sah ich, wie ihre leidenschaftslosen Augen erstaunt zwischen mir und dem aus der Ordnung spedierten Tisch hin und her wanderten. Aber sie sagte kein weiteres Wort; die Tante, sie war klug, — sie wollte nichts bemerkt haben.

Als ich dann vor dem Spiegel die Haare aus den heißen Schläfen strich, fiel es mir auf, wie mein blasses Antlitz, demjenigen der Mutter ähnlich, still und resigniert aus dem Glase blickte.

Vater war nicht allein. Bei meinem Eintritt erhob sich an seiner Seite ein junger Mann, dessen kluger tiefer Blick mir wie ein Schicksal entgegenflog.“

Die alte Dame brach leise ab, und ihre weiße Hand strich tastend über die Stirne, als müsse sie heute noch die Erregung wegscheuchen, die damals das junge braunhaarige Mädchen in qualvoller Süße überfallen.

„Ich weiß nicht, mein Kind,“ begann sie dann träumerisch wieder, „ob jedes Mädchen einmal mit solch unerschütterlicher Gewißheit plötzlich fühlt, daß seines Lebens Inhalt in zwei Augen liegt, wie ich beim Anblick des Studenten. Und doch war es nicht etwa der erste junge Mann, mit dem ich in meiner Zurückgezogenheit näher bekannt wurde; Vaters Schüler kamen des öftern in unser Haus. Es waren hübsche und stolze Jungen darunter; aber keiner ließ mein Herz einen Augenblick schneller schlagen, bis dieser Franz Rudolf kam. So hatte ihn nämlich Vater kurz vorgestellt. Dann nahm er ein Buch vom Arbeitstisch, auf dessen aufgeschlagene Seite er mit der flachen Hand wies.

‚Versuch einmal, ob du den Sinn herausfindest, Mechthildis,‘ sagte er, ohne aufzublicken, ‚wir haben uns vergebens abgemüht.‘

Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, unbewußt fast schlug ich erst das Titelblatt auf. ‚Les quatre Ages de l'Homme de Philippe de Navarre‘, las ich halblaut.

‚Es ist ein Moralist des 13. Jahrhunderts, gnädiges Fräulein,‘ erklärte mir der Student höflich — ‚seine Arbeiten sind eben erst bekannt geworden, und nun wünscht Herr Professor, daß ich sie wenigstens noch im Verzeichnis meiner bereits abgeschlossenen Dissertation bemerke — freilich, nicht ohne sie verstanden zu haben,‘ fügte er lächelnd bei.

Ich hatte mich am runden Tisch unter der Hängelampe niedergelassen, Franz Rudolf nahm an meiner Seite Platz, und nun begann ein strenges Studium des altfranzösischen Textes. Wörter, die im Glossaire nicht zu finden waren, suchten wir dem Satzsinne nach zu deuten; unerbittlich wurde geforscht, das Stammwort losgelöst, verglichen, bis endlich der komplizierte Abschnitt in folgerichtigstem Deutsch vor uns lag.

Als wir uns aufatmend und vor Eifer glühend ansahen, stand mein Vater, der unvermerkt herangetreten war, hinter meinem Stuhl. In seinem sonst so unbeweglichen Antlitz lag etwas wie Befriedigung. ‚Bravo!‘ sagte er, indem er die Brille auf die Stirne schob und das Blatt mit dem verdeutschten Text nach seiner Gewohnheit nahe an die Augen hielt, ‚... das scheint ja vorzüglich zu marschieren, kommen Sie nur wieder, Herr Rudolf, wenn es nicht genügend rasch vorwärts geht, ... meine Tochter wird gerne Helferdienste leisten.‘

Franz Rudolf war aufgestanden und verbeugte sich schweigend; ich aber schrak fast zusammen, obgleich eine heiße Glückswelle nach meinem Herzen drängte. Dann erhob auch ich mich, – und ich weiß es heute noch nicht zu sagen, waren es meine Finger, die bebten, oder die seinen, als unsre Hände zum Abschied ineinander lagen. An der Türe wandte ich mich nochmals um, ich konnte nicht anders. Vater war schon wieder über seinen Folianten, nur Franz Rudolf stand noch unter der Hängelampe am runden Tisch und sah wie selbstvergessen nach dem Bilde meiner Mutter.

Als ich in mein Stübchen zurückkehrte, lag schon der blasse Wintermond vor den noch unverhangenen Scheiben. Mir aber schien das ganze Zimmer nach Rosen zu duften und die grauen Dächer der gegenüberliegenden Häuser von ihrem Widerschein selig zu glühn. Ich stand noch lange am Fenster und sah in die helle Nacht hinaus. Ein Gefühl ruhigen Glücks war in mir; ich wußte plötzlich, wie hold die Jugend und das Leben sei. —

Es folgten Tage, die für mein unverwöhnten Sinne alles in sich zu schließen schienen, was die Erde Schönes geben kann. Wie ich zuversichtlich gehofft hatte, vermochte Franz Rudolf bei der ihm gebotenen Eile auch weiterhin nicht rasch genug über bestimmte schwierige Abschnitte allein hinwegzukommen. So saßen wir denn fast allabendlich eine halbe Stunde über dem altfranzösischen Buch. Es war Arbeitseifer dabei, mein Kind; aber dazwischen woben doch alle süßen Geister der Jugend. Wir sahen das Beben unsrer Hände, hörten das Pochen des eignen jungen Blutes, und der Klang der Stimme, die trockne, fremdtönende Worte sprach, enthüllte das scheue Geheimnis unsrer gesenkten Lider. Franz Rudolfs dunkler Kopf war meist über den Glossaire gebeugt; aber es entging mir doch nicht, wie die tiefen klugen Lichter seiner Augen zuweilen heimlich prüfend mein Antlitz streiften.

Von seinem Schreibtisch her wandte sich Vater hie und da nach uns um, doch das sollte kaum eine Beaufsichtigung sein, an das dachte er wohl gar nicht — waren wir doch bei dem unbeugsamen Moralisten einer entschwundenen Zeit ebenso gut wie unter seinen eignen strengen Augen aufgehoben.“

Die Erzählerin sah gütig lächelnd nach mir hin. „Ach mein Kind,“ sagte sie, „wie das alles nichts nützt, tote und lebendige Wächter, Predigten und schwerverständliche Bücher, – der lose Pfeil des kleinen Gottes läßt sich auch dadurch nicht von seinem Ziele ablenken, – und mein

einsam törichtes Herz, ... es flog ihm ja entgegen ...

So verging der Januar. Die übersetzten Seiten mehrten sich; jedes Blatt, das knitternd umschlug, war mir eine weitere kleine weiße Türe, hinter der das Glück begraben wurde ... bis dann der Deckel eines Buches sich über allem schloß. Nicht über allem ... was auch noch kam, ich war nie mehr so allein. Zum süßen Bilde meiner Mutter hatte sich ein andres gesellt, dessen weniger stille Augen alle Ruh und Unruh meines Lebens in sich schlossen.

Ich entsinne mich so gut des letzten Abends unsres Beisammenseins. In einem Gefühl unklarer Angst war ich den Tag über bemüht gewesen, mich zu beschäftigen; meine kleine Bibliothek wurde herausgenommen und gestaubt, die Hyazintenzwiebeln, die in ihren Töpfen schon fingerlange Triebe zeigten, aus dem Keller geholt und in der Nähe des blauen Kachelöfchens in meinem Zimmer aufgestellt. So neigte sich allmählich der Tag. Ich hörte Vater über den Korridor nach der Türe schreiten, es war Kollegienzeit ... wenn er zurückkam, würde ein junger elastischer Schritt an seiner Seite gehn. Da schlich ich mich leise in das Arbeitszimmer. Es war schon ganz in Dämmerung gehüllt, nur auf dem breiten Goldrahmen von Mutters Bild lag ein letzter Tagesschein gefangen. Ich lehnte mich an die Stelle, und während mir die Tränen langsam über die Wangen flossen, betete ich, daß Mutter und der liebe Gott die kommende Stunde segnen möchten.

Sie verlief dann wie die andern, und doch ... es war ganz anders. Schon bei meinem Eintreten hatte ich an der hastigen Art, mit der sich Franz Rudolf nach mir umwandte, bemerkt, daß auch ihn das Gefühl unsres letzten Beisammenseins beherrsche.

‚Grüß Gott, Herr Rudolf,' sagte ich und streckte ihm wie gewohnt die Hand entgegen. Er nahm sie mit dem sichern festen Druck, den ich so an ihm liebte; aber die schon geöffneten Lippen schlossen sich plötzlich wieder, ein leise forschender Ausdruck trat in seine Augen, während es über das scharfgeschnittene Antlitz wie ein Zucken flog. Ich senkte erschrocken den Blick; was ich glaubte sorgfältig getilgt zu haben, was weder Vater noch Tante bemerkt hatten, die Spuren meiner Tränen waren ihm nicht entgangen.

Vater, der eifrig mit der Durchsicht eines Buches beschäftigt gewesen war, trat mit demselben auf uns zu.

‚Wann werden Sie mit dem Uebersetzen zu Ende kommen, Herr Rudolf?' frug er, mit dem Finger auf das Titelblatt klopfend, ‚ich hätte da noch vor Semesterschluß eine schöne Arbeit für Sie.'

Was Franz Rudolf darauf antwortete, verstand ich nicht. Ich war von den beiden weg zu unserm Arbeitstisch getreten, hatte die Lampe tiefer gezogen, die Bücher aufgeschlagen und mich dann auf meinem gewohnten Platz niedergelassen. Ich wollte mit dem Uebersetzen beginnen; aber die Buchstaben reihten sich immer zu dem einen bangen Satz: ‚es ist heute das letzte Mal.'

Dann kam Franz Rudolf. Ich diktierte die Fremdwörter, die er im Glossaire nachsah, wir zerlegten die Satzteile, verdeutschten, und doch fühlten wir beide, wie diese fremde gelehrte Sprache, die echte zitternde unsrer jungen Herzen nicht übertönen konnte.

So waren wir an jener Schlußstelle des Buches angelangt, wo der Autor nach der Sitte der Zeit alle Arbeiten aufzählt, die er der Nachwelt schenkte. Es mußte sich darunter auch eines mit Minneliedern befunden haben; denn der alternde Schriftsteller nennt es spöttisch: ‚les unes des granz folies dou siecle que l'an apele amors.'

Ich bemerkte, wie Franz Rudolf den Kopf nach mir wandte, und als ich ebenfalls den Blick hob, halb fragend, halb bestürzt das böse Wort ‚folie' wiederholend, sah ich mitten in seine ernst auf mich gerichteten Augen hinein. Dann schüttelte er leise den Kopf; aber es hätte dessen nicht bedurft, ich hatte die Opposition ganz deutlich in seinem energischen Blick gesehen.

... Wie dann der Abend zu Ende ging, dessen entsinne ich mich nicht mehr genau. Ich weiß nur noch, daß beim Abschied Franz Rudolf meine Hand etwas länger als gewöhnlich in der seinen hielt, so, als falle es ihm diesmal schwer, sie

loszulassen, und dabei ein fast flehender Ausdruck seine schönen Augen verdüsterte. Dann ging er, ... und heute noch höre ich manchmal den schmerzhaften Ton, mit dem damals die Flurtüre ins Schloß fiel.

Als ich ihn wieder sah, stand schon die junge Märzensonne am Himmel. Es war frühnachmittags am Rhein. Ich hatte einen Gang zu unsrer Wäscherin, die an der vom Fluß begrenzten Seite des Städtchens hauste, benützt, um für den Rückweg das schmale, wenig besuchte Ufersträßchen zu wählen. Es gab dort ein winziges, aus verwitterten Brettern erbautes Häuschen, wo nach unsrer alten Lena die kleinen Kinder wohnten, die der Storch in sternenhellen Nächten den jungen Eheleuten zu bringen pflege. Seit einigen Jahren wußte ich aber, daß es dort auch große Fischfallen gab, die man in der Laichzeit, im Frühjahr und Herbst den kostbaren Salmen und Lachsforellen stellte. Ich wollte mir diese einmal ansehen und lenkte so meine Schritte der Fischerhütte zu. Sie lag am Ende des einsamen Weges zwischen zwei keilartig vorspringenden Böschungen, nach Art der Pfahlbauten auf ins Wasser gerammten Pfählen erbaut. Nicht ohne ängstliches Prüfen des primitiven Holzsteges schritt ich zur Türe. Sie war nur angelehnt und wie selbstverständlich trat ich ein. In dem winzigen Stübchen war es verwunschen einsam. Durch das spinngewebeüberzogene Fensterchen fiel die Tageshelle, zur wohligen Dämmerung gemildert. In der Mitte der Diele ragten aus einer stuhlgroßen Oeffnung die Schnüre des ausgeworfenen Netzes hervor. Ich bückte mich, und da gewahrte ich auch die große eiserne Fischfalle. Wie ein in Entsetzen erstarrtes Tier lag sie mit aufgeklappter Türe in dem kristallenen Wasser.

Ein wonniges Gruseln kam über mich, wie träumend ließ ich mich auf der kleinen Bank am Fenster nieder, und da schossen gleich alle Märchen meiner Kinderzeit in mir empor. Unterirdische Glaspaläste funkelten, hütende Drachen fauchten, und Wasserfrauen, blumenzart und rätselägig, streckten schneeweiße Händchen nach mir aus.

Wie wunderschön das war, und es gehörte ganz ins Bild, daß mit einem Male auch der Prinz unter der Türe stand. Es war Franz Rudolf. Er hielt eine bunte Mütze in der Hand, und das Veilchensträußchen im Knopfloch seines taubengrauen Rockes begann mit seinem zarten Duft den kleinen, kahlen Raum zu füllen.

‚Ah, Fräulein Lorelei?‘ fragte er scheinbar überrascht. Aber ich hatte diese Stimme schon zu oft in meinen Träumen gehört, um nicht den unechten Ton herauszufinden, und als dazu die klugen Augen noch so seltsam unsicher, wie durch Schleier nach mir hinblickten, wußte ich bestimmt, daß es kein Zufall sei, der den Prinzen mein Märchenstübchen hatte finden lassen. Da war ich wieder in der etiketterfüllten Gegenwart. Der Mut, meine Freude zu zeigen, entsank mir ... Ich dachte plötzlich wieder als die gestrenge Tochter meines Vaters: wenn er mich zu sprechen wünscht, kennt er die Türe unsres Hauses.

So stand ich beinahe unwillkürlich auf, um mich zum Fortgehen anzuschicken, als ein dumpfer Ton erfolgte. Ich schrak zusammen und wäre ohne Zweifel in die geöffnete Bodenlucke getreten, wenn mich nicht eine starke Hand gestützt hätte. Für mich sind es Ewigkeiten gewesen, mein Kind, für die übrige Welt wohl nur Sekunden, die ich an seinem Arm gelehnt, zubrachte ... ich weiß noch, wie er dann, kaum merklich, zu zittern begann und sich beinahe hastig von mir löste.

Als ich die Augen hob, stand Franz Rudolf über der Bodenluke gebeugt und sah angestrengt hinunter.

‚Es war nur die Fischfalle, die das Geräusch verursachte,‘ sagte er, sich langsam aufrichtend, ‚... aber es ist nur ein Stück Holz, das gefangen wurde.‘

Ich suchte seine Augen; aber sie sahen wie leer an mir vorbei, während sich die Lippen fest aufeinander preßten. Da blieb mir meine scherzende Antwort in der Kehle stecken; wir traten schweigend ins Freie. Das goldene Sonnenlicht strömte fast blendend in die Augen, und ein leichter Ostwind, der sich erhoben hatte, trieb uns verwehte Klänge entgegen. Allmählich kamen sie näher, trotz dem Rauschen des Rheins vernahmen wir deutlich die taktgemäßen Schritte zweier auf der Straße oberhalb der Uferböschung

wandernder Gesellen, die das alte Lied sangen:

„Da drunten im tiefen Tale
Da treibt das Wasser ein Rad;
Mich aber mich treibet die Liebe
Vom Morgen bis Abend spat."

Wir hatten beide mit gesenkten Gesichtern schweigend zugehört... Die Worte klangen mir so weh und wahr, als ob sie meinem Herzen entsprungen wären.

Franz Rudolf blieb stehen. ‚Fräulein Mechthildis,' sagte er, und ich hörte seine Erregung aus dem zitternden Klang der Stimme, ‚warum sind Sie so zu mir?'

Ein heißes Weh stieg mir in die Kehle ... ‚wie bin ich denn?' stotterte ich hilflos.

Als ich aufblickte, ruhten seine Augen mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Stolzes auf mir. ‚Sie fliehen mich wie einen Unwürdigen,' stieß er mit Heftigkeit hervor.

Ich streckte abwehrend beide Hände aus ... und konnte es nicht hindern, daß mir dabei die Tränen aus den Augen stürzten.

‚Sagen Sie das nicht,' rief ich, ‚... nur das nicht.'

Er sah mich einen Augenblick schweigend an; dann wandte er das Antlitz langsam zur Seite — so schritten wir wortlos weiter. An dem ersten Fußweg, der nach der Straße hinaufführte, blieb ich stehen, um mich zu verabschieden. Ich gab ihm die Hand, und da sah ich wohl, daß er mit einem Entschluß kämpfte, daß seine Lippen zuckten und die dunkeln Augen unruhig forschend über mein Antlitz glitten. Aber ich wollte nichts bemerken, ich fürchtete als gut erzogenes Mädchen schon zu viel von meinen Gefühlen verraten zu haben. Mein hastiges ‚auf Wiedersehn' hat vielleicht deshalb auch allzu förmlich geklungen. Aber darüber dachte ich nicht nach — im Gegenteil, bald erfüllte ein stiller Jubel mich ganz — glaubte ich doch nun zu wissen, Franz Rudolf liebe mich. Keine Macht der Welt hätte mir diese Gewißheit zu rauben vermocht, noch die unerschütterliche Ueberzeugung, daß wir füreinander bestimmt seien. Nach ein bis zwei Jahren würde Franz Rudolf auf eigenen Füßen stehen und mich in sein kleines blankes Doktorhaus holen. Das schien mir so einfach und selbstverständlich ...

An jenem Abend kamen die ersten Spargel auf den Tisch, Vaters Lieblingsgericht. Ich sehe die zarten weißen Stengel heute noch auf der alten Silberplatte liegen und daneben die goldgelbe Buttersauce in der kahnartig geformten grünen Schale. Bei ihrem Anblick leuchtete Vaters ernstes Gesicht hell auf.

‚Schon Spargel!' rief er, die Hände erstaunt zusammenschlagend, ‚... wo hast du die aufgetrieben, Schwester?'

‚Sie sind von unsern Beeten,' antwortete Tante, und ihre aufrechte Gestalt straffte sich noch mehr, ‚seit ich dem Gärtnerburschen beibringen konnte, daß sie von der Mauer weg angelegt werden müssen, gedeihen sie besser, und ich habe sorgfältig darüber gewacht, daß die Erde locker blieb und kein Unkraut sich einnisten konnte.'

Ein dankbarer Blick Vaters belohnte sie. Dieser Blick gab mir zu denken. – Es fiel mir plötzlich schwer aufs Herz, wie wenig ich von all diesen Hausfrauengeheimnissen, die selbst den lebenentrückten Augen meines Vaters ein Lächeln zu entlocken vermochten, verstehe. Und Franz Rudolf hatte doch sicherlich auch sein Leibgericht — überhaupt, ich empfand es als meine Pflicht, eine tüchtige Hausfrau zu werden. An demselben Abend noch sprach ich mit Vater.

Er war nach Tisch gegen seine Gewohnheit in den Garten hinunter gegangen. Als ich ihm über die wenigen Steinstufen hin folgte, sah ich seine schmale Gestalt mit auf den Rücken gelegten Händen zwischen den kahlen Rosenstämmchen des Hauptganges hin und her schreiten. Ich weiß nicht, war es der braune ungewisse Abendduft oder der leis-herbe Frühlingsodem, der schon allüberall aus der Erde drang, sein Gang schien mir so elastisch jugendlich, daß ich unwillkürlich des Ausspruches gedenken mußte, den ich unlängst beim Besuch eines seiner Studienfreunde hörte. ‚Aber Rodrich,' hatte dieser gerufen, und ihn dabei scherzend an den vornüber gebeugten Schultern geschüttelt, ‚wo hast du nur deine unwiderstehliche Haltung gelassen, die uns Füchse

samt und sonders dazumalen so in den Schatten zu stellen pflegte.' ...

Ich sah Vater plötzlich jung vor mir. Seine Augen hatten den unberührbaren Blick, der Mund die kleinen strengen Falten zu beiden Seiten verloren ... Er verstand mich ohne viele Worte ... Er lachte sogar, ... sein Schritt schwang in gleichem Rhythmus mit dem meinen, und der war heute so glücksgeführt.

... Ich nickte nach dem Fenster hinauf, hinter dem ich Mutters Bild wußte; dann sprang ich kurz entschlossen über den fahlen abendfeuchten Rasen, direkt auf Vater zu. Er schrak fast zusammen, über die Brillengläser weg fühlte ich seinen erstaunten Blick.

‚Ich möchte mit dir sprechen, Vater,' begann ich mutig.

‚Deshalb brauchst du dir keine nassen Füße auf dem Rasen zu holen,' gab er verweisend zurück.

Ich ließ mich nicht abschrecken, ich steuerte geradeaus auf mein Ziel los.

‚Findest du nicht, Vater, es wäre an der Zeit, daß ich endlich die Hausgeschäfte erlerne?' sagte ich ohne Umschweife.

Er sah mich verdutzt an und blieb stehen; sein Blick blieb an meiner aufgesteckten Haartracht haften, als sähe er dieses Zeichen des Erwachsenseins zum ersten Male an mir. Dann fuhr er sich wie besinnend über die Stirne.

‚Bespricht das mit Tante,' sagte er endlich, ‚sie weiß da besser Bescheid.'

‚Du meinst, Tante soll mich einführen?'

Seine Augen wurden immer erstaunter; ‚... nun, das wäre doch das Einfachste.'

Unsere getigerte Katze, sein Liebling, sprang über den Weg. Er bückte sich und rief leise ihren Namen. Aber ich ließ mich nicht abschütteln, ich wartete.

‚Ich denke eher an eine Haushaltungsschule, Vater, willst du nicht deshalb einmal mit Tante sprechen? Ich glaube, es ist auch ihr lieber,' begann ich wieder. Ich sah wohl, daß er stutzte, dann aber langsam begriff; er kannte seine Schwester.

‚Gut, überlegen wir's,' sagte er mit einer abschließenden Handbewegung.

Wie ich richtig vorausgesehen hatte, nahm Tante meine Partei, ja sie war die eifrigste, als man dann über die eingelaufenen Offerten beriet. Endlich entschied man sich für eine kleine Schweizerstadt nahe der deutschen Grenze, und so kam es, daß ich schon Ende April reisefertig war. Franz Rudolf hatte ich noch einige Male gesehen, doch nur zu flüchtigem Gruß auf der Straße; aber dann glaubte ich ein jähes Erblassen seines männlichen Antlitzes zu bemerken, während die klugen Augen erst wie erschrocken von mir weggleitend, aufleuchtend in die meinen tauchten. Und das war mir genug, davon lebte ich wie andere Mädchen von täglichen Briefen und Stelldichein.

Vielleicht auch nicht ... es war doch wohl ganz anders ...

Die Kastanienbäume blühten schon, der Hollunder, und in den Festungsgräben der zerbröckelten Stadtmauer die wilde Akazie, als ich zur Stadt hinausfuhr. Der Abschied wurde mir doch nicht so leicht, wie ich ihn mir vorgestellt hatte; ein banges Gefühl schwebte wie ein schattender Vogel ob meiner Zukunftsfreudigkeit, und ich glaubte, daran sei Mutters Bild schuld. Schon in Reisemantel und Hut hatte ich nochmals heimlich die Türe geöffnet und zu ihm hinaufgenickt. Da schienen die dunkeln Augen so trostlos auf mich herabzusehen, die Haltung des zarten Nackens war so müde, daß ich dachte, die festliche Rose müsse aus dem schwarzen Seidenhaar fallen. — — —

So war ich denn Zögling des schönen ländlichen Hauses, in dem ich alles erlernen sollte, was eine tüchtige Hausfrau wissen muß. Meine Kameradinnen waren meist Verlobte, frische übermütige Dinger — und ach, — ich fühlte mich ja auch als Braut ... mein Sehnen, mein Ziel war dasselbe. Und alles gelang mir — ich begriff und lernte spielend, die ungewohnte Beschäftigung ermüdete mich kaum, und immer ging verstohlen die Sonne neben mir her.

Oft freilich, mitten in der Arbeit, überfiel mich das Heimweh nach Franz Rudolf. In den knappen förmlichen Briefen meines Vaters wurde sein Name nie erwähnt, daß er die Examina mit Auszeichnung bestanden, hatte ich aus unserm Stadtanzeiger ersehen, den mir Tante regelmäßig zuzusenden pflegte. Wohl

drängte es mich damals, ihm einen kleinen Glückwunsch zu senden; doch meine anerzogene Scheu hielt mich wieder davon ab. Und wozu auch diese äußern Zeichen stillen Gedenkens, — das brauchten wir nicht, — wir gehörten zusammen, und es stand bei mir fest, wir würden zusammenkommen, sobald die Zeit erfüllt war.

Wie man wachend träumen kann, mein Kind, — wie ich glaubte das Schicksal durch meine heißen Gefühle bestimmen zu können, — und das Leben will Taten."

Die Erzählerin hielt aufatmend inne. Sie lehnte tiefer in den Sessel zurück, und in den schönen Augen, die still ergeben über das glitzernde Wasser schweiften, lag die ganze Wehmut unverlorener Mädchenträume.

„So kam dann wiederum der Frühling," begann sie abermals, „und die Zeit nahte, in der ich als perfekte kleine Hausfrau in unser altes Haus zurückkehren sollte. Schon wochenlang sah ich in meinen Träumen die alte, gelbe Postkutsche mit den roten Samtpolstern, die mich über die gedeckte Holzbrücke bringen würde. Anfänglich fuhr sie im strahlendsten Sonnenschein, und die Lichterkerzen der Kastanienbäume unseres Gartens leuchteten über den Rhein, auf dem jauchzende Schwalben hin und her schossen. — Später wurde die Kutsche wohl auch trübe, ihr Goldgelb war wie erloschen, und über dem stummen Rhein hingen trostlose Nebelfetzen — aber immer, auch dann, stand Franz Rudolf am Schlagbaum. Er trug die bunte Mütze in der Hand, und der Duft der Veilchen im Knopfloch seines taubengrauen Rockes war das erste, was mir aus meiner Vaterstadt entgegendrang. Wenn ich nach solchen Träumen erwachte, und die Frühlingssonne wirklich schon durch das offene Fenster schien, sprang ich wohl freudenvoll aus dem Bette und streckte in einer Aufwallung überwältigter Glücksgefühle meine Arme dem jungen Tag entgegen.

An einem solchen Morgen nun war es, daß ich mit den beiden Küchenmädchen zum letztenmal in das Städtchen hinunterstieg, um auf dem Wochenmarkt Gemüse einzukaufen. Ich weiß es noch so gut, wie jener Frühlingsgang mir ganz besonders ins Herz drang.

Der Weg war ganz einsam. Er führte an Wiesen vorbei, in deren noch kahlem Randgebüsch rotleuchtende Dompfaffen und geschäftige Meisen ihr zierlich Wesen trieben. Dazu schien die liebe Gottessonne, und ein sonderbar zärtlich-herber Wind erfüllte die Luft mit klingender Stille. Er tummelte sich in den blonden Haaren der mir voranschreitenden Mägde und zerrte an ihren Schürzenbändern, die wie freudige weiße Fähnchen auf und nieder wogten.

Ich selbst trug das geblümte Helle, und ich kann es nicht sagen, war es der Frühlingswind oder mein eigener Uebermut, der die volantbesetzte Krinoline ganz unziemlich hin und her schwenkte. Das gab meinem Gang etwas ungewöhnlich Beschwingtes, — ich bin in meinem ganzen spätern Leben nie mehr so unbeschwert durch einen Lenzmorgen geschritten.

Es war auch damals von kurzer Dauer, mein Kind. An der Wegbiegung in das Städtchen, es steht ein Brunnen dort und daneben eine kleine steinerne Bank, stießen wir auf unsern Briefboten. Er wollte erst grüßend vorübergehen, stutzte aber dann und begann unter seinen Briefschaften zu kramen. Ich erkannte bald Vaters Umschlagpapier und sein gelbes Siegel, das zwischen zwei Zeitungen in dem Holzkasten steckte, und zeigte es dem Boten. Er nahm es heraus und gab es mir, als ich aber weiter wartend stehen blieb, schüttelte er lächelnd den Kopf und ging weiter. Ich setzte mich auf die taunasse Bank und öffnete den Brief, — meine Finger flogen — ich fühlte plötzlich mit tödlicher Gewißheit, daß Vater von Franz Rudolf geschrieben habe.

Und so war es, mein Kind; noch heute kann ich die wenigen Zeilen, in denen er dessen Verlobung streifte, vor mir in der Luft stehen sehen, so hatten sich damals meine Augen daran festgesogen. — Den Brief las ich nicht zu Ende. – Alles brach zusammen, die Sonne fiel vom Himmel, und als ich sie wieder scheinen sah, lag ich in meinem Stübchen der Haushaltungsschule, und neben meinem Bett saß ein alter Herr mit einer goldenen Brille.

Er nickte mir lächelnd zu; dann erhob

er sich schwerfällig. ‚So, da wären wir wieder vom Wolkenkuckucksheim heruntergestiegen,‘ sagte er und nahm den Hut vom Tisch, ‚und wenn die Jungfer brav den verschriebenen Tee trinkt, darf sie am Sonntag tanzen.‘

Aber die Jungfer tanzte am Sonntag nicht... Sie lag noch in ihrem Bettchen und wollte nicht mehr ins Leben hinaus; es gruselte sie. Da ließ der Herr mit der goldenen Brille den Baldriantee beiseite. Er begriff, daß etwas fehle, das nicht mit Kräuterwasser herbeizuschaffen war. Er blieb wie erstaunt einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und strich sich mit der großen Hand über das weiße Haupthaar. Dann zog er einen Stuhl an mein Lager und frug leise, fast bittend, ob ich ihm nicht vertrauen könne.

So schluchzte ich das brennende Weh, das meinen Lebenswillen zu verzehren drohte, heraus. Der Doktor hat mit gesenktem Kopfe zugehört, und als ich schwieg, ein Weilchen schweigend weiter gesonnen. Dann ist er mit derselben schwerfälligen Bewegung wie beim ersten Besuch aufgestanden, hat seinen Hut vom Tisch genommen und mit demselben bestimmten Ton, mit dem er mir das Teetrinken befohlen, gesagt: ‚Wenn dieser Franz Rudolf so ist, wie Sie ihn schildern, mein Kind, so rate ich Ihnen, ihm heute noch zu schreiben. Er wird Ihren Schritt richtig verstehen und als Mann darnach handeln.‘ — Ich habe mich tage- und nächtelang gegen diese Zumutung gesträubt, mich wie ein Wurm vor Scham gekrümmt, bei dem bloßen Gedanken — aber endlich nach vierzehn Tagen war ich zermürbt.

Der erste Frühlingsregen klatschte an die Fensterscheiben und sprengte im Garten alle Knospen auf, als ich den Brief für Franz Rudolf schloß. Eigentlich war es kein Brief, nur ein wortarmes Fragen, ob er sich wirklich verlobt habe, ich müsse es von ihm selbst bestätigt sehen. Hierauf war ich ruhig. Der fast körperliche Schmerz am Herzen sank von mir — nur wenn die Postzeit nahte und die große Türe im Hof in ihren massiven Angeln kreischte, stieg er oft so jäh wieder in mir empor, daß ich glaubte, ihn mit den Händen wegreißen zu können.

Dann endlich hielt ich die Antwort in den Händen. Es waren fremdländische Marken auf dem Umschlag und die Aufschrift unsicher wie von einem alten Menschen geschrieben.

Aus jener Stunde ist mir noch jeder kleine Umstand gegenwärtig; ich glaube noch durch das grüne Flurfenster oberhalb der Haustüre den Sonnenschein milde auf das weiße Papier in meiner Hand fallen zu sehen, als ich aus dem Kontor der Haushaltungsschule kommend, die Treppe nach dem Garten hinunter stieg.

Es war ein Vorfrühlingstag so schön wie heute; in das Nistkästchen des Lindenbaumes waren schon die Stare zurückgekehrt. Sie saßen auf dem obersten Zweig des Baumes und plapperten eifrig gegen den Rhein hinüber. Die Luft war ganz von jenem strengen Duft durchwürzt, den in dieser Zeit die frisch aufgebrochenen Rasen- und Ackerschollen auszuströmen pflegen.

Ich wog unschlüssig den immer noch geschlossenen Brief in meiner Hand; dann ging ich, wie ich es oft getan, quer durch den Gemüsegarten auf das Gartenhäuschen zu, das rechtwinklig gegen den Rhein hingebaut war. Die Dämmerstille seines kleinen Raumes und das Rauschen der Wasserwellen hatten mich stets an die Fischerhütte erinnert, ja es konnte geschehen, daß ich vom Geruch der Fische, der besonders beim Nahen schlechter Witterung wahrnehmbar wurde, aufgeschreckt, den Kopf nach der Türe wandte, da ich meinte, Franz Rudolf dort zu sehen.

Auch damals spann ich mich ganz in jene Erinnerungen ein, als müsse ich aus diesem armseligen Glück gleichsam das Recht und die Kraft schöpfen, den Brief in meiner Hand zu öffnen.

Dann las ich ihn endlich — Franz Rudolf hatte ihn auf seiner Hochzeitsreise geschrieben ...

Ich kann heute noch Wort für Wort wiederholen, mein Kind, habe ich ihn doch in langen, bangen Nächten wie ein Gebet in die Einsamkeit meines Zimmers hinausgesagt.“

Die Erzählerin hielt tief aufatmend inne. Ein weher Ausdruck beschattete für Augenblicke das klare Antlitz, doch bald fuhr sie mit dem alten, gütigen Lächeln fort.

„Alſo der Brief, mein Kind. Es waren nur zwei kleine Seiten, und die Anrede fehlte. ‚Ihre Zeilen, Frl. Mechthildis…‘ begann er, ‚die, wie ich weiß, Ihrem Mädchenſtolz abgerungen wurden, ſind das Köſtlichſte und zugleich Schmerzvollſte meines Lebens. Warum kamen ſie nicht acht Tage früher, … es hätte noch alles gut werden können. Nun muß ich Ihnen von meiner Hochzeitsreiſe aus antworten … und die Worte darnach formen. Aber keine Macht kann mir verwehren, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebte, ſeit dem erſten Augenblicke unſeres Begegnens. Ich raube meiner Frau mit dieſem Geſtändnis nichts. Sie weiß, daß ich als ein von Sehnſucht nach einer andern Gequälter, das Wort hielt, das wir uns als halbe Kinder gegeben. Dort drunten am Rhein wollte ich davon ſprechen, … Ihre ſtrenge Zurückhaltung wehrte es mir. Dann gingen Sie fort … und mein Glaube an Ihre Gegenliebe zerbrach.

Was ſoll ich Ihnen noch ſagen, Mechthildis … daß ich ein Mann bin und nun weine wie ein Kind. Ich darf nicht ſagen ‚auf Wiederſehen‘. Franz Rudolf.‘

Und ich habe ihn nicht wiedergeſehen. Aber ich weiß, daß ſein einziges Kind meinen Namen trägt; das war mir Glücks genug.“

Die alte Dame ſah mich wehmütig an. „Sehen Sie, mein Kind,“ ſagte ſie und faßte wie leiſe beſchwörend meine Hand, „vor dieſem blutloſen Glück möchte ich Sie bewahren. Weichen Sie nicht allzu ſcheu zurück, wenn Ihre ſchöne junge Frauenliebe einmal ſpricht. Laſſen Sie ihr die Bahn jubelnd frei, und vertrauen Sie dem lieben Gott und Ihrem reinſten Selbſt, daß ſie kein Unwürdiger zum Erwachen bringen wird.“

Dann erhob ſie ſich. Ihre warmen Frauenaugen ruhten nochmals voll auf mir; ich aber mußte leiſe erſchaudernd die meinen ſenken, als habe mir meine Mutter ihr Vermächtnis anvertraut.

Die Straße entlang.

Skizzen von Max Ruſchmann, Baſel.

Der Dienſtmann.

Zwiſchen Sims und Gitter eines Kellerfenſters hat er ein Brett geſchoben und hat nun auf dieſe Weiſe eine Bank, die ſeinen Anſprüchen an Bequemlichkeit völlig genügt und die er zudem abends in ſeine Behauſung nehmen kann.

Regungslos, mit halbgeſchloſſenen Augen kauert er auf ſeinem Brett; plötzlich merkt er auf und erhebt ſich behutſam von ſeinem Sitz, mit der Linken ſtützend die glattgerutſchte Kante des Holzes umklammernd. Der Mund iſt geöffnet, ſo daß man die beiden ſchwarzen Zähne ſieht, zwiſchen denen ein Streichholz von einem aufgeregten Zünglein eifrig bewegt wird.

Mit einem Ruck gewinnt er den Boden, und mit beiden Händen die rote Ledertaſche haltend, ſtrebt er nun der Stelle zu, da eben ein beſſerer Herr ſeinen Stumpen weggeworfen hat.

Der Fitzer.

Er ſieht aus, als hätte er eben noch im Schaufenſter eines großen Kleidergeſchäftes geſtanden. Alles iſt neu an ihm, von den Halbſchuhen bis zum flachgedrückten Filzhut. Und ſein Geſicht iſt ebenſo hübſch und freundlich wie das nichtsſagende einer Schaufenſterfigur.

Es iſt ungemein kurzweilig, dem jungen Herrn zuzuſehen, wie er ſeinen Stock mit dem Perlmuttergriff bald oben, bald unten hält, vor ſich hinſtreckt und endlich mit einer anmutigen Bewegung unter den rechten Arm ſchwingt.

Vor dem Schaufenſter eines Kaffeegeſchäftes hält er einen Augenblick; dann geht er langſam weiter, beide Hände in den Taſchen und den Stock am Lederriemchen nachſchleifend. An der nächſten Ecke ſtellt er ſich auf den äußerſten Rand des Trottoirs und brennt ſich mit großer Umſtändlichkeit eine Zigarette an. Dann legt er die Hände auf den Rücken und hält den Stock ſo, daß die Leute ausweichen müſſen.

Nach einer Weile ſtößt er mit ſeinem linken Arm in die Luft, und nachdem er mit einer feinen gleitenden Bewegung die Hand gedreht hat, als winke er einem Be-